

Urs Kälin, *Die Urner Magistratenfamilien, Herrschaft, ökonomische Lage und Lebensstil einer ländlichen Oberschicht 1700–1850*.

Zürich: Chronos, 1991; 219 Seiten.

Philipp Arnold, *Almosen und Almenden, Verarmung und Rückständigkeit in der Urner Markgenossenschaft 1798–1848*.

Zürich: Chronos, 1994; 283 Seiten.

Christoph Zurfluh, *„Leidenschaftslos, freimüthig und loyal“*. Das Urner Pressewesen und seine Bedeutung für die Urner Politik von der Helvetik bis zum Ersten Weltkrieg.

Altdorf: Verlag Gisler, 1994; 299 Seiten.

Die Geschichtsforschung in traditionell ländlichen Gebieten konservativen Zuschnitts¹ wie dem Kanton Uri² wurde bis in die letzten Jahre von einer ebenso konservativen Geschichtsschreibung beherrscht, die im besten Falle akribisch genaue Fallstudien mit politischem Schwergewicht lieferte, im schlechtesten Falle lokalideologische Elaborate produzierte, welche insgesamt einer modernen methodischen Fragestellung nicht mehr genügen konnten. Erst mit dem vermehrten Einbeziehen der heranwachsenden Eliten in den universitären Bereich einer modernen Geschichtsforschung, wobei die Sozialgeschichte die Hauptrichtung überhaupt abgab, verlagerte sich das Forscherinteresse langsam, aber sicher auf bis dahin vernachlässigte Fragen. Das Beharren auf „traditioneller“ Ge-

schichtsschreibung ist nicht sosehr auf fehlendes Wissen zurückzuführen, sondern vielmehr auf fehlendes Interesse der Betroffenen, Autoren und Leser gleichermaßen.

Zu den neue Fragestellungen zählt insbesondere das „Hinterfragen“ von Macht, von Machtstrukturen, von Hierarchie und Kirche, nicht zu sprechen von feministischen Ansprüchen der geschlechtsspezifischen Zugehörigkeit, die bis anhin als „normal“ und „unumgänglich“ zum guten Funktionieren jeder Gesellschaft angenommen wurden und somit vordergründig „kein Problem“ darstellten. Der Paradigmawechsel in der Lokalgeschichte, der gerade anhand der drei zu besprechenden Bücher exemplarisch dargestellt werden kann, bedingte somit eine sozialpolitische und kulturell-mentale Einstellungsveränderung, die sich, im Zuge der allgemeinen Modernisierung der Gesellschaft, seit den 70er Jahren abzuzeichnen begann. Es ist somit kein Zufall, daß 20 Jahre später verschiedene geschichtliche Arbeiten erscheinen, die sich „sozialen Strukturen und Prozessen“ widmen und „gleichzeitig ... Wirtschaft, Politik und Kultur synthetisierend“ (*Almosen*, S. 16) einbeziehen, was vom „traditionellen“ Geschichtsverständnis aus geradezu eine Umkehrung der Prioritäten darstellt. Den drei Studien ist zudem gemeinsam, daß sie die soziale Schichtung prinzipiell als ein Problem der „sozialen Ungleichheit“ (*Magistraten*, S. 8, *Almosen*, S. 17) verstehen, wobei die Machtausübung als Teil einer „sozialen Herrschaftsstrategie zur Machterhaltung“ (im Sinne von Max Weber) angesehen wird,³ und sie somit gewissermaßen den Standpunkt

der „Geschichte von unten“ oder den der „Alltagsgeschichte“ (*Almosen*, S. 18) vertreten. Zeitlich erstrecken sich die drei Studien von 1700 bis 1920: Die *Magistraten* umfassen den Zeitraum von 1700 bis 1850; die *Almosen* die postrevolutionäre Periode zwischen 1800 und 1850, das *Pressewesen* schließt mit dem Schwerpunkt 1850 bis 1915 ab. Diese zeitliche Schwerpunktverschiebung stört aber insofern wenig, als es sich bei den beschriebenen Prozessen um die generelle Neuorientierung der Urner Gesellschaft vom „Ancien Régime“, von einer „traditionellen“ Gesellschaft hin zu einer modernen, industrialisierten Gesellschaft handelt. Zudem greifen alle drei Studien über ihren jeweiligen Zeitrahmen hinaus, so daß von einer temporalen Kongruenz gesprochen werden kann. Komplementär sind die drei Arbeiten zudem in der Themenwahl: Beschreiben die *Magistraten* hauptsächlich die sozialen, politischen und kulturellen Machtmechanismen der Urner Elite, so befassen sich die *Almosen* mit der breiten Schicht der „Armen“ des 19. Jahrhunderts, während das *Pressewesen* sich auf die „ideologische“, nach Bourdieu auf die „symbolische“ Ebene der Machtvermittlung bezieht, dort wo jedes Ereignis seinen moralisch verbindlichen Stellenwert zugordnet bekommt. Im Rahmen einer kurzen Besprechung ginge es zu weit, die drei Studien umfassend vorstellen zu wollen; ich beschränke mich daher bewußt auf einige spezielle Aspekte in jedem Buch.

Kälins *Magistraten* befaßt sich mit dem „Lebens- und Regierungsstil“ der Urner Magistratenfamilien, wobei diese soziale Gruppe mittels einer „sozialen

Biographie“ als Gesellschaftsschicht, im Bereich „Herrschaft, Wirtschaft und Kultur“, (S. 8) thematisiert wird. Hauptgewicht der Studie ist es, die sozialen Mechanismen aufzuzeigen, die es den Urner Magistratenfamilien, somit der politischen, wirtschaftlichen, kulturellen und sozialen Elite, erlaubte, die Macht auszuüben und zu erhalten.

Dazu brauchte es einmal ein ökonomisches Fundament. Grundlage war das „privatwirtschaftlich organisierte, selbständige Militär-Unternehmertum“, welches neben der „standesgemäßen Lebensführung“, die ein wichtiges „Sprungbrett zu Macht und Ansehen“ (S. 104) war, die lukrativste Betätigung überhaupt bildete. Zwischen 1700 und 1750 brachte eine Kompanie gleichviel ein (2000 fl.) wie der Jahresertrag von 50 Kühen oder der Grundbesitz von 60 000 Gulden (S. 125–126). Zum Vergleich: Eine Magistratenfamilie brauchte 2000 fl. pro Jahr (S. 176), um standesgemäß zu leben. Eine zweite Einkommensquelle war Grundbesitz, welcher „in der agrarisch-ländlichen Gesellschaft Uris seit jeher als höchste Garantie des weiterzugebenden lokalen Prestiges und als gegenständliches Symbol des wirtschaftlichen Erfolgs“ (S. 139) galt. Allerdings bewirtschafteten die wenigsten Magistraten ihre Güter selber, so daß die Rendite kaum mehr als 3–5 % des eingesetzten Kapitals betrug. Jedoch konnte das Gut jederzeit hypothekarisch belastet werden, was den wirtschaftlichen Handlungsspielraum der Magistraten für anderweitige Investitionen vergrößerte (S. 147). Die dritte Säule notabilerer Betätigung bestand im Ausleihen des Geldes, das hauptsächlich in Uri selber in Gülden (Pfandbriefe) Ab-

nehmer fand. Auch hier war die Rendite relativ gering und überstieg selten 5 %, doch muß neben der wirtschaftlichen Bedeutung beachtet werden, daß diese Kredite ein Klientelnetz von Gläubigern schaffte, welches wiederum in sozialpolitischer Hinsicht wichtig wurde.

Mit der Ämterlaufbahn tangiert die Studie den Grenzbereich, wo wirtschaftliche Interessen und politische Machtpositionen am deutlichsten aufeinanderstoßen. Der Honoratiorenkursus konnte in der Regel nur eingeschlagen werden, wenn die dazu benötigte soziale Position, und somit auch die wirtschaftliche Grundlage, gegeben war (S. 131). Es erstaunt dann auch nicht weiter, daß in einem kleinen Staat wie Uri, der gerade 10 000 Einwohner zählte, die gouvernementale Elite vielfach einem „erweiterten Familienrat“ gleichkam (S. 269: Tab. 30) und die Oligarchietendenzen sehr stark waren (wie das etwa die Heiratsstrategien belegen, S. 207–224), wobei allenfalls einige Aufsteiger, welche aber ihrerseits schnell durch Einheirat integriert wurden, diese Struktur ein bißchen aufbrachen. Denn außer einigen Ausnahmen, wie etwa die Verwaltung der „Gemeinen Herrschaften“ (S. 58), waren die politischen Ämter nicht genügend besoldet, um standesgemäß leben zu können. Stärker ins Gewicht fielen die mit diesen Ämtern einhergehenden Pensionen (Zahlungen v. a. Frankreichs, um Söldner ausheben zu dürfen, S. 136–137). Die Ämterlaufbahn war aber vor allem eine Funktion, welche die soziale Stellung innerhalb der Elite und gegenüber dem Volk festigte, indem sie die zum sozialen Kapital benötigte „Ehre“ und das „Presti-

ge“ lieferte. Wie wichtig diese Parameter waren, kann etwa am Gerangel um die „einbeschlossenen Kirchenstühle“, welche die nötige Distanz zum Volk und die symbolischen Herrschaftsansprüche sowie eine „standesgemäße Lebensführung“ in religiöser Hinsicht demonstrierten, abgelesen werden (S. 191–197).

Soziales „Prestige und Ehre entstehen nicht im luftleeren Raum“ (S. 190), sondern korrelieren immer mit einer „standesgemäßen“, sozio-kulturell geregelten Lebensführung. Im Urner Magistratenleben war praktisch jede Handlung eine „Form von repräsentierter Öffentlichkeit“, welche immer das „symbolische Kapital“ der Familie, mithin den „Machtreichtum“ (Sombart, S. 204) vermehren sollte: Das umfaßte das private Leben, wo der Ahnen- und Familienkult mittels Wappen, Jahrzeiten und karitativen Leistungen, Heirat und Begräbnis gleichzeitig auch eine öffentliche Funktion hatte; das galt im gleichen Maße auch für Prozessionen, Umzüge, Landsgemeinden, wo die Magistraten praktisch gezwungen waren, sich zu beteiligen. Bei all diesen Tätigkeiten wurden soziale Muster von „unten“ und „oben“ vermittelt und eingeprägt, so daß die Gesellschaft schließlich trotz aller Unterschiede mehr oder weniger reibungslos funktionieren konnte. Diese Verhaltensmuster und die soziale Kontrolle, die damit einherging, waren in Uri so stark verankert, daß ein besonderer Konformitätsdruck die ganze Gesellschaft gewissermaßen „pazifizierte“ und sie für Änderungen relativ unempfänglich machte. „Wenngleich die Urner Gesellschaft ... nicht mit dem idyllischen Bild einer solidarischen und konfliktfrei-

en Gesellschaft beschrieben werden kann, so ist sie dennoch von einer erstaunlichen kulturellen Geschlossenheit geprägt“ (S. 345).

Auf der Ebene des „symbolischen Kapitals“ zeigt Zurfluh *Pressewesen*, wie die Urner Elite im 19. Jahrhundert über das Aufkommen der Zeitungen bewußt versucht, die Bevölkerung, und somit den Stimmbürger, zu beeinflussen. Zwei grundsätzliche Einstellungen machen sich bemerkbar, welche dichotomisch als zwei philosophisch-politische Standpunkte unter den Vokabeln „modern“ und „traditionell“ erfaßt werden können. Eine ganz kleine, aktive Minderheit möchte die Urner Gesellschaft „modernisieren“, d. h. im Sinne des liberalen Gedankenguts verändern. Diese in politisch-philosophischer Opposition zum herrschenden System stehende Minderheit versuchte schon sehr früh, sich des Mittels der Zeitung zu bedienen. Allerdings war ihr Einfluß sehr klein, und dies aus verschiedenen Gründen: zum einen „gab es im Kanton Uri noch keine Opposition von Bedeutung“ (S. 37), zudem war die politische und kulturelle, somit auch die symbolische Macht fest in den Händen der konservativen Eliten; drittens fehlte die Masse der Leserschaft, was die Urner „Opposition“, soweit sie bestand, auf den liberal-gesinnten harten Kern beschränkte, also auf nicht mehr als einige dissidente Mitglieder der Urner Elite; und schließlich war die herrschende und generell nicht in Frage gestellte „Weltanschauung“ für Neuerungen recht unempfindlich. Da aber, im Zuge des ablaufenden Kulturkampfes, das allgemein-schweizerische Umfeld immer stärker zur liberalen Geisteshaltung neigte, wurde es für die

„konservativen“ Kreise notwendig, ihre Politik, die vormalig keiner eigentlichen Erklärung bedurfte, ebenfalls über die Zeitungen den Bürgern genauer darzulegen. Das Urner Pressewesen kann also als eine doppelte Reaktion gesehen werden: zuerst eine liberale Reaktion auf die herrschenden Zustände, dann eine konservative Reaktion auf die Angriffe der liberalen Kreise. Daß nun die konservative Seite, die an der Macht war, die liberale Oppositionspresse mit allen möglichen Schikanen und Verboten, wie etwa der Zensur (S. 28–31) oder eigentlichen Politprozessen (S. 250–260), drangsalierte, scheint in der gegebenen Lage nur folgerichtig.

Aus dem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ausgetragenen Pressekonflikt zwischen dem sich langsam durchsetzenden *Urner Wochenblatt* und der Konkurrenz läßt sich die „intellektuelle-weltanschauliche“ Konfliktsituation dieser Zeit beschreiben. Das *Urner Wochenblatt* war zugegebenermaßen das Hausblatt der Elite und der Regierung (Kälins *Magistratenfamilien*), und wie die Redaktion 1876 selber schrieb „... der konservativen Richtung huldigend“ (S. 111), später, nach der Gründung der „konservativen Volkspartei“ (1890), auch gleich noch Parteiorgan (S. 120–121). Es stand fest auf dem Boden von (urnerischer) Demokratie und katholischem Glauben, die Redaktoren sahen sich als „Streiter für Gott und das Vaterland“ (S. 122). Das allerdings hinderte das *UW* nicht, innerhalb der Elite in (teilweise recht gehässige) Opposition zur bestehenden Regierungsequipe zu treten, wenn diese personell nicht genehm war. In echter, weil ideologisch-philosophischer Opposition stehende

Zeitungen konnten bis zur erfolgreichen Gründung der *Gottbard-Post* 1892 auf längere Zeit nicht bestehen, ganz einfach, weil deren aufklärerisches Gedankengut in Uri nicht heimisch war. Da aber zur gleichen Zeit, um die Jahrhundertwende, die „Modernität“ mit Industrialisierung trotz allem Widerstand in die ernerische Lebenswelt einbrach, konnte auch nicht verhindert werden, daß parallel dazu die „neuen Ideen“ sich ausbreiteten, und damit die Grundlage für eine „andere Zeitung“ schufen (S. 216). Von heute aus beurteilt sind die Standpunkte der beiden Blätter nicht sehr weit voneinander entfernt, damals aber trennten sie geistige Welten.

Der Erfolg des *Urner Wochenblatts* läßt sich nicht nur im „Zusammenhang mit den jeweils herrschenden Machtverhältnissen verstehen“ (S. 282), sondern auch mit der grundsätzlichen Einstellung der Urner selber, die, wie es Gustav Muheim, ein konservativer Politiker ausdrückte, sich gegen alles richtete, was „liberal, radikal oder protestantisch im Lande“ war (S. 283). Somit signalisierte das Aufkommen der liberalen *Gottbard-Post* gleichzeitig eine sachte „Veränderung in der Urner Politik“ (S. 285), ein Anpassen der Gesellschaft an die „Modernität“, was beides wegen der sich verändernden Umwelt letztlich unumgänglich war, eine Wandlung, der sich Uri nicht mehr entziehen konnte.

Arnolds Studie über *Almosen und Almenden* befaßt sich mehr mit den Volksmassen – sie ist gerade darum komplementär zu den beiden obigen Arbeiten, die eher die Elite betreffen –, und dies mit dem Ziel, die im 19. Jahrhundert feststellbare Verarmung und Rückständigkeit zu erklären. Genau untersucht

wird hier, wie der Sozialkörper des Volks die Herrschafts- und Machtstruktur immer wieder bestätigen konnte, und dies trotz eines (zumindest vordergründig) demokratischen Systems und in einer Pauperisierungsphase.

Eine der Eigenarten Uris dürfte die Besitzstruktur des Bodens sein: mehr als vier Fünftel allen Bodens, 72 von 96 Alpen, gehört das Markgenossenschaft (S. 91); das restliche Fünftel ist in Privatbesitz, meistens Land in der Talsohle. Die Markgenossenschaft war „gleichzeitig wirtschaftliche Organisation und Staatswesen“ (S. 92): jeder Bürger war berechtigt, eine gewisse Anzahl Vieh auf den Alpen sömmern zu lassen, Holz zu schlagen, Allmendegärten zu benutzen. Die dazu nötigen Verordnungen wurden an den Landsgemeinden oder im Exekutivrat, dem „Wochenrat“, gefaßt. Man könnte diese Regeln und Gesetze allgemein unter dem Vokabel „Interessenausgleich“ (S. 111–114) subsumieren. Diese Strategie des kollektiven Ausgleichs hatte zwei hauptsächliche Absichten. Zum einen eine ökologische Komponente, nämlich die der Schonung des Allgemeinguts vor Überbenutzung, zum andern mußte verhindert werden, daß die Armen immer ärmer, die Reichen immer reicher wurden. „Der Vorteil der ‚Hablichen‘ gegenüber den ‚Nicht-hablichen‘ war ... quasi plafoniert“ (S. 114). Dies gelang einerseits, weil eine verbindliche Höchstzahl pro Besitzer von Vieh, das auf den Alpen gesömmert werden durfte, bestand. Grundsätzlich war natürlich der reiche Bauer favorisiert, weil er bis zur erlaubten Zahl soviel Vieh auf die Alpen treiben durfte, wie er im Winter stallen konn-

te; andererseits erlaubten die Gesetze den ärmeren Mitgliedern, neben der normalen Benutzung der Alpen für ihr Vieh, eine Nebennutzung der Alpen, Wälder und Allmenden: „Je ärmer ein Genosse war, desto stärker kamen die Nebennutzungsmöglichkeiten (Wildheugewinnung, Weidgang im Wald für Schmalvieh, Sammelwirtschaft, Allmendengarten) zum Tragen“ (S. 114–122).

Natürlich hat diese genossenschaftliche Wirtschaftsstruktur den Urner nicht vor „wirklicher Armut“ schützen können, jedoch kappte es der durchaus bestehenden sozialen Ungleichheit die größten Spitzen und „egalisierte“ die Gesellschaft. Die Vermischung von „demokratischer Struktur“ und „kollektivem Besitz“, beides Dinge, die es zu wahren galt, erklären dann die Langlebigkeit der Urner Institutionen und die relative Konfliktarmut der Gesellschaft. Die Urner Sozialstruktur kennzeichnet sich durch eine starke Ankoppelung an den ökonomischen Aspekt der Markgenossenschaft aus: „Die ökonomischen Ungleichheitsdimensionen waren für das Schicksal der Landleute besonders relevant, prägten ihre Bewußtseins- und Verhaltensformen, ihre Haltungen und Handlungen in hohem Maße“ (S. 124). Umgekehrt müssen soziales und politisches Verhalten immer aus der Optik der genossenschaftlich-wirtschaftlichen Realität gelesen werden. So ist etwa die eindeutig feststellbare Resistenz der Urner gegenüber Neuerungen aus der „inneren Logik“ des Systems abzuleiten, „nämlich der Verklammerung von „Bedeutung der kollektiven Ressourcen und Dominanz der sozialregulativen Idee“ (S.

251). Die Pauperisierung der Urner im 19. Jahrhundert wird zwar durch den Immobilismus des Systems geradezu gefördert, umgekehrt jedoch verhindert das gleiche System die normalerweise eintretenden politischen Begleiterscheinungen wie Revolten, dank der starken „vertikalen Integration“ und dem „Konformitätszwang“, mithin dank der verstärkten „Homogenität“ der ernerischen Gesellschaft: „Dem beschleunigten Wandel der Umwelt *kann* sich das markgenossenschaftliche System mit seinen Ordnungsleistungen und Sinnhorizonten nicht anpassen, ohne das eigene Funktionieren zu gefährden“ (S. 252).

Alle drei Arbeiten befassen sich somit mit der für praktisch alle Alpengebiete wichtigen Frage der sozial-kulturellen Resistenz gegenüber den Neuerungen der modernen Welt. Der Kanton Uri war in dieser Hinsicht nicht eine Ausnahme, aber vielleicht ein besonders gutes Studienobjekt, weil er geographisch, politisch und wirtschaftlich eine eigentliche Einheit darstellte, welche ein zwar nicht vom Umfeld grundsätzlich verschiedenes, aber doch verstärkt abgehobenes Kultur- und Sozialsystem hervorbrachte.

Obzwar die drei Studien sich nicht explizit darauf beziehen, entwickeln sie sich in einem methodologischen Umfeld, das man der „neo-marxistischen“ Schule zuordnen kann, insofern als daß ihr Grundpostulat davon ausgeht, daß jede Institution, sei es das Gefängnis (Foucault), die Schule (Althusser), die Kultur (Bourdieu), in unserem Beispiel der Staat (Kälin), die Presse (Zurfluh), die Armut (Arnold) von den, in jeder Gesellschaft unweigerlich entstehen-

den makro-sozialen Auswirkungen aus erklärt werden muß. Dieser „soziale Funktionalismus“, in dem die zentrale Frage sich darum dreht, zu wissen, „wem diese oder jene Institution hauptsächlich nützt“, führt unweigerlich zur erwarteten Antwort: „der herrschenden Schicht“. In diesem Sinne ist die „methodologische“ Limite gleichzeitig auch die Grenze der Erklärung: wertet man „Machterhaltungsstrategie“ und „Ungleichheitsgefälle“ im generellen nicht als zentrales Faktum des sozialisierten Zusammenlebens, so kann sie auch nicht als hauptsächliche Erläuterung der ernerischen Gesellschaftsstabilität herhalten. Die beiden sozialen Mechanismen wären dann eine von vielen sozial-kulturellen Facetten der Langlebigkeit ernerischer (und innerschweizerischer, mithin alpiner) Strukturen. Allerdings mindert diese Einschränkung die Bedeutung dieser drei Studien überhaupt nicht. Ihre Stärke ist es, einen zweifelsohne abgelaufenen und immer noch ablaufenden Prozeß innerhalb jeglicher Gesellschaft, an einem genau definierten und geschichtlich gut faßbaren Beispiel minutiös aufgezeigt zu haben. Daher rührt auch das Interesse in regionalgeschichtlicher Hinsicht: Die beschriebenen gesellschaftlichen Mechanismen, welche grundsätzlich universeller Art sind, finden sich (wahrscheinlich) auch in anderen, kulturell peripheren und sozial „retardierenden“ Regionen. Es wäre sicherlich wünschenswert, dem heutigen Wissensstand gemäß eine vergleichende Studie verschiedener Alpengebiete durchzuführen.

Anselm Zurfluh

- 1 Es ist klar, daß dieser Ausdruck hier als eine generelle, „ideologisch-mentale“ Kategorie des Verstehens angesehen wird und nicht in ihrer oft üblichen, „politisch-polemischen“ Bedeutung von „ewig-gestrigen, borniertem Verhalten“.
- 2 In dieser Reihe wurde über diesen kleinen Bergkanton im Zentrum der Schweiz bereits berichtet (GR 1992/2, S. 17–38): Hauptgrund dieser vertieften Beziehung zu diesem einen Kanton ist die in vielen Bereichen sich zeigende Wesensverwandtschaft mit dem Lande Tirol, trotz verschiedener kultureller und politischer Entwicklungen.
- 3 Die am meisten zitierten, theoretisch orientierten Autoren sind: Jürgen Habermas, Jürgen Kocka, Dieter Groh, Richard van Dülmen, Norbert Schindler (*Almosen*), Max Weber, Jürgen Kocka, Richard van Dülmen, Norbert Schindler, Pierre Bourdieu, Norbert Elias, Hans Medick (*Magistraten*); Zurfluh zitiert keinen Theoretiker, stützt sich aber auf Kälin und Arnold und bezieht sich bewußt darauf, die „machtpolitischen Zusammenhänge aufzudecken“ (*Pressewesen*, S. 12).

Andreas Rudigier / Manfred Tschaikner, Lukas Tschofen und Gaschurn.

(*Bludenz* *Geschichtsblätter* 14/15) *Bludenz*, 1993; 183 Seiten.

Das facettenreiche 17. Jahrhundert hat mehr als eine faszinierende Persönlichkeit hervorgebracht, welche nach einigen Jahren Kriegsdienst reich- und ruhmbeholden ins Heimatdorf zurückkehrte und alsbald die lokale Politik und Geschichte mitbestimmte. Grimmelshausens *Simplicissimus* mag eine literarische Überhöhung des Alltags im Dreißigjährigen Krieg sein, aber viele der dort beschriebenen Begebenheiten schimmern doch in geschichtlich faßbaren Personen durch. Allerdings liegt das Hauptproblem für den Historiker darin, daß diese Figuren meistens keine oder nur sehr spärliche Quellen hinterlassen haben. Um so erfreulicher ist es,